

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 13 (1918)
Heft: 2

Artikel: Was Proletariermütter heute leiden
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber da kam der Krieg.

Und eines Tages fanden sich Arbeiter ein, die das Haus zur Not instand setzten. Das Dach wurde geslicht, kräftige Besen stäubten Schutt und Mist aus den Zimmern, der verfaulte Fußboden wurde ausgebessert, die Wände wurden geweißt und die Fenster bekamen neue Rahmen und blinkende Scheiben.

„Was ist denn nur mit der Bude los?“ fragten sich die Leute.

Bald wurde ihnen die Ursache der Verwandlung klar. Wer durch die Fenster in die großen Stuben spähte, sah drinnen in engen Reihen Nähmaschine neben Nähmaschine. An den fahlen Wänden, auf den riesigen Tischen, in allen Ecken Berge von Militärstoffen. Und es dauerte nicht lange, da zog eine große Schar von jungen Mädchen ein, die Nähmaschinen begannen zu rasseln und mitten unter den vielen Mädchen zeigte sich nur ein Mann, der tagaus, tagein ein schweres Bügeleisen schwang. Aus den Bergen von Tuchen wurden Berge von Soldatenblusen und Soldatenhosen, und Wagen um Wagen fuhr vor, sie zu holen, Woche um Woche.

Bis plötzlich einmal das Haus wieder in Stille dalag. Ohne Spur von Leben. Die jungen Mädchen mit den blassen Gesichtern fort, das verwitterte Tor geschlossen, das Surren der Maschinen, das dumpfe Gepolter des Bügel-eisens verstummt. Woche um Woche völlige Stille.

Die Leute lugten durch die Fenster, hinter denen plumpen Holzladen den neugierigen Augen wahrten. Und in ihrer Friedenssehnsucht alles aufgreifend, was ihr Sehnen beleben konnte, brachten sie auch die plötzliche Stille des Hauses mit ihrem Hoffen in Einklang.

„Wenn der Schneider nichts mehr zu tun hat... wenn keine Uniformen mehr gebracht werden... das ist wohl ein gut's Zeichen!... Himmel, vielleicht, hat's doch bald ein End' mit der Menschenschlächterei!“

Aber sie täuschten sich.

Sommer war's; aber da drinnen in dem jäh wieder lebendig gewordenen Hause zogen die Mädchen dicke Winter-tuch durch die rasselnden Maschinen. Und das Tuch wandelte sich wieder zu Bergen von Monturen, filzernen Schützen-grabenstiefeln und klobigen Fäustlingen.

„Noch ein zweiter Wintersfeldzug?“ staunten die Friedenshungergrünen. „Ist denn das möglich?“

Aber da drinnen wölbte sich Berg um Berg von Uniformen, Filztiefeln, Fäustlingen. Die Maschinen mehrten sich, dichter saßen die Näherinnen, Tag um Tag und Nacht um Nacht, im mattten Scheine qualmender Petroleumlampen. Die Arbeit für Tod und Verderben tönte durch die offenen Fenster hinaus in die Ruhe der Nacht, sich mengend mit sentimental Liedern, mit denen die müden Mädchen der nächtlichen Arbeit besser fortzuhelfen suchten. Der spät Heimwandernde sah mit schmerzlicher Empörung durch die offenen Fenster in den wogenden Dunst der Arbeitsstuben, sah die Berge von blanken Soldatenkleidern wachsen zu ungemessenen Höhen, blutgetränkt.

Aber wieder kam Stille in das Haus, wochenlange Stille.

Und die Leute blieben an den geschlossenen Fenstern hin: „Vielleicht ist's das letztemal gewesen, daß die Schneiderei da drinnen lebendig war!... Herrgott, Herrgott, vielleicht kommt's doch endlich zum Frieden!“

Die Hoffenden täuschten sich. Immer wieder, nach verschiedenen langen Pausen erwachte das Haus zu neuem Leben. Stets wieder taten sich Tor und Fenster des Hauses auf. Linke Füße traten die Maschinen, Tag und Nacht. Im Sommer bei offenen Fenstern, im Winter hinter geschlossenen Läden, altersschwachen Läden mit vielen Rissen und Sprüngen, durch die sich das Licht der auf den Maschinen zitternden Lampen stiehlt. Und immer wieder verbogen die Menschen ihr Befürchten oder Hoffen mit der Stille der Arbeitsplätze des Hauses.

Wieder hat uns ein Friedenshoffen erfaßt. Aber das Haus des Schneiders ist neuerdings lebendig geworden. Die Maschinen rasseln, die blassen Mädchen jedoch haben zu

singen aufgehört. Und wenn sie mit tiefgeneigten Köpfen über ihrer Arbeit sitzen, da ist es, als nähmen sie alles Hoffen und Bangen mit in das Soldatentuch und die Frage der Millionen:

„Kommt er jetzt, der Friede?“

(Aus der Wiener „Arbeiterzeitung“.)

Was Proletariermütter heute leiden.

Eine blutarme Frau, die ihrer baldigen Niederkunft entgegenjährt, entwendete im Spital in Neuenburg 5 Franken, eine Schere und etwas Kleiderzeug. Auf die Anzeige des Arztes wurde sie verhaftet und ins Gefängnis überführt. Der Herr Doktor gab die Versicherung, daß er in zwei Wochen die Geburt erfolgen werde. Schon am Abend des 2. Januar traten die Wehen ein und die Frau verlangte, in den Spital zurückzukehren. Der Wärter schenkte ihr keinen Glauben und löschte das Licht aus. Die vom Schmerz Gequälte weinte und machte Värm. Umsonst. In der kalten Gefängniszelle befand sich als Leidensgefährtin nur ein 20jähriges Mädchen, das sich nicht zu helfen wußte. Um 2 Uhr morgens kam das Kind zur Welt. Erst beim Hereinbringen des Frühstückes wurde der Wärter gewahr, was sich in der Nacht ereignet hatte.

Genosse Humbert-Droz stellt dieses barbarische Vor-kommnis ins richtige Licht, wenn er in der „Sentinelle“ schrieb: „Die arme Frau verstand es halt nicht, Lüge und Diebstahl in eine gute Form zu kleiden. Die ehrlichen Menschen, welche den Arbeiter um einen Teil des Arbeitsertrages betrügen und sich dadurch ein Einkommen sichern, die schönen Damen, welche Tag für Tag aus Höflichkeit lügen, sie werden streng sein mit der armen Frau, welche betrogen hat, ohne dabei die anständige Form zu beachten, die von unserer heutigen so häßlichen Moral verlangt wird.“

Aus dem „Frauenbrevier“.

Was habt ihr aus der Frau gemacht? Um euch zu behaupten auf einem durch das Recht des Stärkeren eroberten Standpunkt, macht ihr tagtäglich eure Frauen zu Haushaltungsgeräten oder Schlimmerem. Ich erkenne, daß ihr eure Frauen noch schlechter behandelt als eure Bibel vorschreibt... Das steht ja da, daß die Frauen untätig sein müssen. Bis wie weit? Wo ist die Grenze? Das steht nicht da, es wird nicht gesprochen von der Grenze. Der Apostel überläßt das der Diskretion der Herren... Geh' ihnen nach in ihrer Diskretion, in ihrem nichtigen Streben, in ihrer Beschränktheit, in ihrer Unkunde, ihrer Feigheit... und frage dich dann, ob es gebührend und gerecht ist, daß die andere Hälfte der Menschheit so mir nichts, dir nichts dieser Untertanen sein muß.

Aber wer soll dann herrschen? Die Antwort ist sehr einfach; es wird nicht geherrscht. Gut! Über wem kommt der meiste Einfluß zu? Nun... dem, der ihn verdient.

Nochmals gut, aber... wer verdient ihn? Wer am meisten entrichtet ist als Mensch. Das Geschlecht hat damit ebenso wenig zu tun, wie die Farbe des Haars.

Multatuli.

Aus der frommen Schulstube.

Eines Abends kam in Wil im Kanton St. Gallen, so berichtet uns ein Jugendlicher, das Töchterlein seiner Schwester aus der Schule nach Hause und flüsterte der Mutter ganz erregt ins Ohr: „Du Mama, gib mir erst ein Stücklein Brot, dann will ich dir etwas erzählen“. Die Mutter willfährte der Bitte und das Mägdlein begann: „Heute in der Schulstunde hat uns die Lehrerin (siehe im Kloster herangebildete Jugenderzieherin) gesagt, wir müßten von jetzt an alle Tage ein paar mal beten: „Lieber Gott und Vater im Himmel, heilige Mutter Gottes, Bitt' für uns arme Sünder — —“, dann würden die Brotkarten wieder verschwinden!“ Was sagst du dazu, Arbeiter-mutter?

M. H.